

(Nachdruck verboten.)

551

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Bill zog nochmals die Klingel.

„Vater wird wütend sein, denn wir werden alle Mieter wecken.“

„Ja, da ist nun nichts zu machen, ich kann den einen nicht wecken, ohne die andern mit zu wecken.“

Endlich erschien ein großer Mann in nachlässig übergeworfenen Kleidern an der Thür.

„Was ist denn das für ein Höllenlärm?! Ah, Du bist's, Sarah!?“

„Ja, Vater.“

„Was ist denn los mit Dir?“ sagte er und packte sie bei den Schultern. „Zum Teufel, die ist ja wohl betrunken.“

„Nein, sie ist nicht betrunken, ihr ist nur schlecht von der Site!“

„Wer sind denn Sie, daß Sie mir meine Tochter um diese Stunde nach Hause bringen?“

„Was heißt denn das?“ erwiderte Bill. „Da kann ich ebenso gut fragen, wer sind Sie? Wenn ich sie Ihnen nicht zurückgebracht hätte, würde sie jetzt am Ende hilflos auf der Straße herumlaufen.“

„Aber, Vater — nicht doch — Mr. Latch hat ihn ja gebeten, mich nach Hause zu bringen. Wir haben zusammen zu Mittag gegessen.“

„Zusammen zu Mittag gegessen? Und nachts um ein Uhr kommt Du in einer Droschke nach Hause?“

„Es war doch nicht meine Schuld, Vater. Wir haben mit Mr. und Mrs. Latch zu Mittag gegessen.“

Mr. Lucker trat einen Schritt vor, um des Mannes Gesicht besser sehen zu können, und Sarah bemühte diese Gelegenheit, um an ihm vorüber rasch ins Haus hinein zu schlüpfen.

„Na, und Sie, haben Sie vielleicht auch mit den Latches zu Mittag gegessen?“ Die scheinen ja netten Umgang zu haben! Mir scheint's, als wären wir beide uns schon einmal begegnet.“

„Nein, daß ich wüßte!“

„Na, liegt mir auch wahrhaftig nichts daran, Ihnen noch einmal zu begegnen.“

„Schöner Dank ist das, wenn man sich die Mühe macht, die Tochter mitten in der Nacht nach Hause zu bringen. Das nächste Mal werde ich sie da lassen, wo ich sie eben finde.“

Bill ging fluchend davon, und Mr. Lucker blickte ihm nach und wiederholte:

„Ich bin ganz sicher, daß ich den Kerl schon mal gesehen habe.“

Die Familie Lucker wohnte erst seit kurzem in Bloomsbury. Lucker war früher Schußmann gewesen. Er und seine Familie hatten ein Haus in Portugal Street bewohnt, in welchem sie möblierte Zimmer vermietet hatten. Als die Straße umgebaut wurde und sie aus ihrem Hause Anall und Fall heraus mußten, hatten sie eine Entschädigung dafür erhalten; und mit diesem Gelde hatten sie dann ihr gegenwärtiges Haus möbliert und vermietet jetzt ihre Zimmer hauptsächlich an Studenten der Medizin.

Die Familie Lucker hätte Sarahs Vergehen leichter vergeben, wenn sie nicht so entschlossen die Partei Bill Evans ergriffen hätte, als ihr Vater ihn für einen ganz verrufenen Lumpen erklärte. Sie aber erlaubte nicht, daß man auch nur ein Wort gegen ihn sagte, und eine ganze Woche lang lebte die Familie Lucker in Streit und leidenschaftlichem Zanf.

Eines Abends gab Mr. Lucker Bill Evans den entchiedenen Rat, nie wieder den Fuß auf seine Schwelle zu setzen, und die beiden Männer gerieten darob in einen heftigen Streit.

„Wir brauchen keinen von Ihrer Sorte hier.“

„Was wissen denn Sie von meiner Sorte?“

„Gerade genug, wissen Sie; denn ich bin nicht umsonst zwanzig Jahre bei der E.-Abteilung gewesen. Daher kenn' ich diese Sorte.“

„Ah, Sie sind also wirklich so 'n verfluchter Polizeihund? Das hab' ich mir eigentlich denken können. Na, meine Sorte weiß nichts von Ihrer E.-Abteilung; ich aber kenne Ihre Sorte ganz gut; das ist nämlich die Sorte, die gern 'ne halbe Krone die Woche nimmt und dafür gewisse Leute in Ruhe läßt. Ihre Pension, wissen Sie — die kommt lediglich aus unsern Taschen.“

„Genug nun; unterstehen Sie sich nicht noch einmal hier herzukommen.“

Eines Tages mußten ihre Eltern einer geschäftlichen Sache wegen über Land fahren. Sie sollten erst spät am Abend zurückkehren. Den ganzen Tag über mußte Sarah an Bill denken. Der Vater erriet dies schon, bevor er noch fortging, und ließ ihr darum keinen Haus Schlüssel. Er wollte, daß sie den ganzen Tag über zu Hause bleibe und nach dem Nechten sähe. Sarah versprach dies auch. Sie wollte Bill wirklich nicht wiedersehen und fand es ganz gut, daß der Vater den Haus Schlüssel mit sich genommen hatte. Nun gab's keine Versuchung mehr für sie; sie mußte eben zu Hause bleiben. Aber Sarah hatte nicht mit den Schmerzen der Begierde und der Sehnsucht gerechnet, die im Laufe eines Tages einen überkommen können, wenn man so recht eigentlich nichts zu thun hat, als vielleicht ein altes Kleid auszubessern. Erinnerung um Erinnerung kam über sie, sie legte das Kleid beiseite und ging nach der Thür; und plötzlich fühlte sie, wie ihre ganze Willenskraft zu nichts zerfiel. Schon stand sie an der Thür, schon hatte sie die Hand auf dem Drücker, da fiel es ihr ein, daß sie ja keinen Schlüssel habe. Sie würde also nicht im stande sein, zurückzukommen. Doch gleichviel, sie mußte Bill sehen. Sie würde lieber an die Rückkehr zunächst gar nicht denken; es half nichts, sie mußte ihn sehen. So schrieb sie ihm denn noch ein paar Worte und gab ihm ein Rendezvous. Als der Brief fort war, wurde sich auch ruhiger. Sie kleidete sich eilig an, ging hinaus und genoß im voraus schon gierig das Vergnügen eines langen Nachmittags, den sie mit ihm verbringen wollte.

Und es wurde in der That ein fröhlicher Nachmittag, und nur die immer wiederkehrende Furcht vor dem, was ihr Vater sagen würde, verbitterte das Vergnügen ein wenig. Sie hatte die feste Ueberzeugung, daß er sie gar nicht mehr einlassen würde. Wenn nun etwas passierte? Wenn man in dem Hause einbrach, während sie fort war? Was sollte sie dann thun oder sagen? Bill meinte, ihr Vater würde doch nicht etwa von ihr glauben, daß sie sich an 'nem Diebstahl beteiligte.

Eine solche Möglichkeit war ihr allerdings noch nie in den Sinn gekommen. Sie geriet nun erst recht und wirklich in Angst, und es wurde Bill somit nicht schwer, sie zu überreden, ganz von ihren Eltern fortzugeben und zu ihm zu kommen.

XXXV.

Solange ihre kleinen Ersparnisse vorhielten, ging alles ganz gut; und als ihr Geld zu Ende war, begab sich Bill auf die Kneiplage, um ein bißchen der Taschendieberei zu fröhnen. Bald darauf hörte er, daß die Polizei nach ihm suchte. Da entschloß sie denn nach Belgien, und Sarah mußte dort für sie beide sorgen. Als der Lärm vorüber war, kamen sie nach London zurück. Eines Abends hatte sie sehr lange aufgefressen und auf ihn gewartet; endlich kam er mit ärgerlicher und enttäuschter Miene zurück. Ein Wort gab das andre — und es entspann sich bald ein Streit zwischen ihnen, der so heftig wurde, daß sie schon fast glaubte, er werde sie schlagen. Aber er hielt sich noch davon zurück, vielleicht aus Furcht vor den andern Mietern. Statt dessen faßte er sie beim Arm und schleifte sie die ausgetretene, schiefe Treppe hinab. Er öffnete die Thür und stieß sie in den Hof hinaus. Sie hörte seine sich entfernenden Schritte und hörte zu gleicher Zeit die Kirchturmuhren zwei schlagen. Einen Augenblick zögerte sie noch, in der Hoffnung, daß er kommen und sie zurückholen würde; dann aber wanderte sie aus dem schmutzigen Hof nach Drury Lane hinaus.

Sie sah einer Kacke nach, die in ein Kellerloch hineintrat, und auch ihr kam der Wunsch, sich irgendwo in einem dunklen Winkel vertrieben zu können.

Ein paar Frauen, die sich verspätet hatten, liefen noch

raschen Schrittes den Strand entlang, und die Riesenstadt sah jetzt in der nächtlichen Beleuchtung hart und steinern aus wie ein Gefängnis. Sie setzte sich auf dem Sockel einer Säule nieder und blickte hinüber nach dem Droschenstand. Die Pferde fraßen aus ihren Säcken, und viele, viele Tauben flogen herab und pickten auf, was die Pferde fallen ließen. Sie trug ein altes, abgegrabtes, schwarzes Kleid. Ihre Hände lagen schlaff in ihrem Schoß — so bot sie ein so deutliches Bild des Glends und der Verzweiflung dar, daß ein junger Mann im Gesellschaftsanzuge, der ihr im Vorübergehen einen scharfen Blick zugeworfen hatte, noch einmal zurückkam und sie fragte, ob er ihr nicht irgendwie helfen könne.

„Nein, danke, mein Herr,“ antwortete sie.

Da ließ er einen Schilling in ihre Hand gleiten. Sie fühlte sich zu matt und elend, um ihm auch nur einen Blick des Dankes zuwerfen zu können, und er ging fort, darüber nachdenkend, was ihr wohl fehlen möchte. Das ungeordnete, rote Haar, das magere, bleiche, sommerprossige Gesicht — beides war ausdrucksvoll genug, ebenso wie die müde Haltung ihres Körpers, als sie sich nun erhob und weiterging, ohne darüber nachzudenken, wohin. Sie mußte an den Fluß denken; der Fluß schien sie gleichsam magisch anzuziehen, denn sie wußte, daß sie dort wohl Erlösung finden konnte. Der östliche Himmel begann jetzt allmählich blaßrosa auszuweichen, und hinter Blasfriars Bridge und St. Paulskirche verwandelte das Rosa sich in eine blasser Cremefarbe. Das Wasser im Fluß war hoch; von Zeit zu Zeit schlug eine Welle heftig gegen das Ufer an; unter den Strahlen der eben aufgegangenen Sonne sah das Wasser ganz blau aus, und dieses kalte, blaue Wasser schien ihr ein Ende ihrer Leiden anzubieten; sie fühlte, daß sie nicht länger leben konnte; sie fühlte, daß sie ihr Leben kaum noch zu ertragen vermochte, und doch fühlte sie instinktiv, daß sie sich heute noch nicht das Leben nehmen würde; sie hatte gar nicht Willenskraft genug dazu. Sie war nur halb tot vor Kummer und Glend. Er hatte sie hinausgeworfen, er hatte ihr gesagt, daß er sie nie wiedersehen wolle, aber das alles war doch nur deshalb gekommen, weil er heute Unglück gehabt hatte. Sie hätte ruhig zu Bett gehen und nicht auf ihn warten sollen. Er war eben ärgerlich gewesen, hatte gar nicht recht gewußt, was er that und sagte; solange er keine andre Frau liebte, konnte sie immer noch die Hoffnung hegen, daß er zu ihr zurückkehren würde. Die Blätter an den Bäumen rauschten in dem leichten Morgenwinde, und sie setzte sich auf eine Bank, sah zu, wie die Laternen ausgingen und wie die Farbe des Flußes sich langsam von Blau in Braun verwandelte. So vergingen mehrere Stunden, und immer noch beschäftigten sie dieselben Gedanken, so daß sie endlich vor lauter Uebermüdung einschlief.

Ein Schuchmann erweckte sie bald rauh, und wieder ging sie weiter. Jetzt fuhren in den Straßen schon die Omnibusse; Frauen kamen vom Markt zurück mit Körben am Arme. Sie sah sie an und dachte, ob deren Geliebte oder ihre Männer ihnen wohl untreu wären? Ob sie sie auch mit Schlägen und Stößen empfangen, wenn sie nach Hause kämen? Sie hatte für ihre geringsten Fehler oft genug einen Schlag von ihm erhalten; und doch hatte sie, weiß Gott, sich stets Mühe gegeben, das beste Stück Fleisch für ihn auszuwählen, und es war wahrhaftig auch nicht ihre Schuld gewesen, wenn sie nicht immer im Stande war, Geld nach Hause zu bringen. Warum war er nur so grausam gegen sie gewesen? Er würde nie, nie eine zweite Frau finden, die ihn so lieb hatte wie sie. Sie mußte an Esther denken; Esther hatte einen guten Mann; Esther hatte überhaupt immer Glück gehabt. Ob sie wohl zu Esther hingehen könnte? Aber deren Haus würde auch nicht viel vor neun Uhr geöffnet werden, und es war jetzt erst sieben. Noch zwei ganze Stunden zu warten; und sie war doch so müde, so müde!

Auf einer Thürschwelle setzte sie sich nieder. Die Milchfrauen begannen jetzt schon ihre Ware anzurufen; diese heiteren Frauen in ihren kurzen Röcken, die stets einen erfrischenden Hauch vom Lande in die engsten Straßen der Stadt mitzubringen scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Hühnchen à la Tirelire.

Von J. van Delft.

Die Bauern von Meerheim sind für gewöhnlich schon lustige Leute, am vierten Kirkestage heben sie aber immer etwas ganz Besonderes aus, über das sie dann das folgende Jahr zu lachen haben.

Da geschähen Dinge, die bei anderer Gelegenheit dem Staatsanwalt zu thun gäben; doch am vierten Kirkestage löst sich alles in ein fröhliches und gesundes Gelächter auf. So haben die jungen Burschen vor zwei Jahren dem Pfarrer den Braten aus dem Essig gestohlen und voriges Jahr dem Söhlangehof-Anton, den sie wegen seiner Pfistelmühe den Truthahn nennen, einen leibhaftigen Hahn ins Nachtschäcken gesperrt.

Meerheim liegt nahe bei der Grenze, und ein Waldweg führt in zwei Stunden nach Dudemonde im Belgischen. Es ist nun eine alte Gewohnheit, daß die Jungen in Meerheim ein Mädchen aus Dudemonde nehmen und die Mädchen aus Meerheim ihren Schatz in Dudemonde zu sich haben. Somit herrscht ein lebhafter Verkehr zwischen den beiden Dörfern, und nicht nur Briefe werden da ausgetauscht, sondern auch kleine Geschenke und Gaben, wie sie Verliebte für einander übrig haben. Diese Sendungen werden nach einer ebenso alten Gewohnheit nicht durch die Post besorgt, sondern von dem Boten, der gewöhnlich zweimal an bestimmten Tagen hin und her fährt.

Die Grenzwächter, die an andern Strecken der Grenze einen schweren Stand haben, können über die Meerheimer und Dudemonder Bauern, was den Schmuggel betrifft, nicht klagen, und daher stehen sie nicht nur mit dem alten Jodokus, der mit seinem blinden Pferdchen vor dem humpelnden Wagen die Botenfahrten macht, sondern überhaupt mit allen Einwohnern auf gutem Fuße.

Anders ist es mit dem Jodokus selbst, den die Jugend der beiden Dörfer nicht leiden kann, und zwar kommt das so. Der frühere Bote nahm ohne Entgelt die Liebesbriefe und Liebessendungen mit, Jodokus ließ sich aber von der ersten Stunde an fast wie die Post bezahlen, für leichte Briefe einen Groschen, für schwerere zwei, und wenn es ein Bündel war, sogar drei. Das war nun für Verliebte, die sich viel zu sagen haben, eine schwere Abgabe, man nannte es eine Sünde und eine Schande und wußte bald ganz genau, daß beim Jodokus zu Hause hinterm Ofen eine Sparbüchse von Thon stehen, so groß wie zwei Männeräufte, in die Frau Barbara, des Jodokus eheliche Hausfrau, jedes eingenommene Nidelstück versenkte. Es war eine von den Sparbüchsen, die man zerschlagen muß, um zum Inhalt zu gelangen; diese Freude, das wußte man im Dorfe auch ganz genau, verparte sich das Ehepaar für Barbaras Namensstag auf, und daher stand auch der vierte Dezember mit ungelenten Buchstaben rund um den Entwurf geschrieben. So wandte sich die Hälfte des Unwillens der Meerheimer gegen die streitbare Frau, besonders, seitdem Jodokus anfang zu jammern, daß er so selten Fleisch zu essen bekomme und überhaupt knapp gehalten werde.

Also gut, mein Jodokus fuhr am vierten Kirkestag früh aus dem Dorfe Meerheim. Er hatte sechzehn Briefe, drei Körbe und sieben meterlange Weden bei sich, alles Liebesgaben der Meerheimer an die Dudemonder Jugend. Außerdem eine große Fuhrer Kiefernreisig, das der Gastwirt Marchand in Dudemonde noch im letzten Augenblick für seine Mistbeete bestellt hatte. Er runzelte die Stirn, weil vor der Abfahrt all das schöne Nidelgeld wieder in die Sparbüchse verschwand, die im Laufe der Zeit schwer wie eine Kanonenkugel geworden war.

Als er so wie gewöhnlich seinen gemächlichen Weg durch den Wald machte, in dem sich die ersten Herbstnebel an die Äste hingen, kam plötzlich der junge Vellermann, Vellermanns Sohn aus Meerheim, hinter ihm hergelaufen, sah verstört um sich und bat den Jodokus, den Wagen halten zu lassen.

Der dachte, daß der Bursch noch einen Brief an die schwarze Emma mitgeben wolle, und hielt die Hand hin. Aber Vellermann schüttelte den Kopf und sagte, er wolle mitfahren; was das koste.

Wenn es nötig wäre, so könne er um Gotteslohn mitfahren, aber weshalb denn solch junger Bursch nicht mehr zu Fuß nach Dudemonde gehen könne, hatte Jodokus zu erwidern.

Vellermann sagte darauf: Nein, er werde es ja gern bezahlen; weshalb er mitfahren wolle, das sei seine Sache. Er müsse nämlich auf eine eigne Art mitfahren, wolle nicht auf den Reijgbindeln sitzen, sondern darunter liegen.

Jodokus, dem einfiel, daß vierter Kirkestag sei, wollte weiterfahren.

Vellermann faßte ihn an, zog den alten Bauern nahe an sich und flüsterete ihm zu: es sei ihm ernst.

„Ja, wieso denn?“ fragte nun Jodokus mißtrauisch.

Vellermann näherte sich dem Ohr des Boten und zischelte ihm hinein, daß er unter der Weste einen teuren Seidenstoff verborgen habe, den er der Emma bringen wolle.

Weshalb er den denn nicht zu Fuß nach Dudemonde trage, wie sonst, wenn er die Emma besuchen gehe?

Ja, er habe solch verräterisches Geschick, die Wächter würden es ihm gleich ansehen, er traue sich nicht; damit zog auch Vellermann ein paar Geldstücke aus der Westentasche und ließ sie in der flachen Hand klingen. Das letztere Beweismittel schien dem Jodokus einzuleuchten, aber nach kurzem Besinnen wandte er sich wieder ab und rief dem Pferdchen höflich zu. Das geschah aber nur, um den Burschen erst recht gierig zu machen. Und nun begann ein Handels- und Fleißchen, denn Jodokus hatte jetzt begriffen, daß hier ein Stück Geld zu machen sei, das er seiner Frau verheimlichen könne. Schließlich einigte man sich darauf, daß Vellermann fünf Mark zahlen solle und auf seine Kosten dem Jodokus in Dudemonde ein Mittagessen vorzusetzen habe, das Jodokus sich auf der Speisearde aussuchen und bestellen dürfe, ganz wie es ihm gelüste. Diese Forderung war eine Erfindung des Boten, der, zum Schlemmer geboren, bei seiner

Barbara keine Stillung seiner Sehnsucht nach seinem Essen und Trinken fand.

Gerade wollte Vellermann unter den Reiffighausen kriechen, als Zodobus plötzlich verlangte, er wolle das Stück Seide zuerst einmal sehen.

Da griff sich aber der junge Mann mit solch verzweifelter Gebärde nach der Bauchgegend, als ob sein Magen mit einem Mal lebendig geworden sei und im Begriff stehe, wegzuspringen.

Nein, zeigen könne er es nicht, hinter jedem Baume könne ja ein Grenzaufscher stehen, es sei überhaupt genug Zeit verträdeln.

Und ohne sich an den brummenden Voten zu kümmern, kroch er unter das Reiffig, nicht ohne vorher dem Zodobus seine fünf Mark in die Hand gegeben zu haben.

Der schritt neben seinem struppigen Pferdchen, hingelte mit dem Geld in der Tasche, und wenn er an das Mittagessen dachte, so hob sich seine verkrümmte Brust und er wanderte in einem fröhlichen Takte.

Je näher er aber an das Grenzgebiet kam, in dem die Wächter freisten, desto mehr sank er wieder zusammen. Er redete sich zwar ein, daß er die Wächter alle gut kenne, daß sein Wagen noch niemals durchsucht worden sei, daß man es auf den Nachbardsörsern hundert Mal so treibe und es gehe immer gut, doch dachte er auch daran, welche Strafe auf Weisheit zum Schmuggel stehe, und der Lehrer von Froschbach mit den sechs Wochen Gefängnis wollte ihm nicht aus dem Kopf. Als dann aber bei der Fichtendickung der Wächter Böghow wie aus der Erde gestampft im Gebüsch aufstachle, sprang er zurück, als ob er einer Schlange auf den Schwanz getreten habe.

Böghow, ein Kurmärker, lachte und sagte: „Na, Zodobus, mal nicht so heftig, man sollt meinen, Ihr hättet drei Ballen Leinwand auf dem Wagen.“

„Ach, wie werd' ich denn, Herr Wachmeister,“ antwortete der Zodobus so hastig wie weinerlich; sonst nannte er den Wächter mit seinem Vornamen Wilhelm.

Der Herr Wachmeister sah erstaunt auf den Voten, der wie ein gerupftes Huhn dahertrotzte; er war bald mit seinem Urteil fertig und meinte leichthin: „Na, Ihr müßt aber gestern eins getrunken haben, Ihr seid heute noch so'n bisschen . . .“

„Ja wohl, Herr Wilhelm,“ bestätigte der geängstigte Vote beflissen, „es ist ein bisschen viel geworden.“

Wilhelm Böghow, der Wächter, war heute gemüthlich, er wanderte mit seinen großen Soldatenritten neben dem schützendem Bauern, der sich immer mehr drückte, plauderte von diesem und jenem und wunderte sich über das merkwürdige Gebahren seines Begleiters.

„Na, hört mal, Zodobus, Ihr geht aber so stramm, als ob Ihr in der Garde gedient hättet.“

Zodobus sah mit den Augen eines geprügelten Jagdhundes zu dem Riesen herauf und antwortete: „Ja, ich habe den Hexenschuß im Rücken, ich will mich diesen Abend mit Kornbranntwein einreiben lassen von der Barbara.“

„Gestern innerlich, heut äußerlich!“ lachte der Wächter, grüßte und bog in eine Schneise ein.

Kaum war der Mann außer Hörweite, erhob sich unter dem Reiffigbündel Vellermanns Stimme: „Zodobus, Ihr macht Euch und mich noch unglücklich mit Eurer Aengstlichkeit. Das ist gar nicht zu glauben, man sieht es Euch ja auf hundert Schritt an. Mensch, nehmt Euch zusammen, haltet Euch gerade, Böghow sagte es Euch sofort. Ich war in Todesangst.“

„Ach was,“ entgegnete Zodobus, „kriecht heraus, ich bin's satt, da habt Ihr Euer Geld wieder, Vellermann, ich kann keine unsauberen Sachen machen. Kommt heraus!“

„Fällt mir gar nicht ein. Das Geld will ich nicht mehr. Jetzt wird ausgehalten. Versprochen ist versprochen. Denkt ans Mittagessen. Ich bleibe, wo ich bin,“ antwortete es aus dem Reiffigbündel, und Vellermann wühlte sich noch tiefer hinein.

Der Vote schimpfte noch etwas vor sich hin, hoffte aber im Stillen, daß sich kein Wächter mehr zeigen würde.

Weit gefehlt! Bald knirschten Schritte hinter ihm im Ries, und Emil Rogolski, der pfiffige von allen, der neulich den Bauern von Froschbach die zehn Krüge weggeschnappt hatte in der Nacht, stand schon neben dem verzweifelt Bauern. Der dachte in seiner Verwirrung an den Rat des Vellermann und richtete sich gerade auf, als wenn er einen steinernen Rücken habe.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilletton.

be. Hausfreundschaft. Eine hohe Milchglaswand teilte den Ballon in zwei Hälften, das störte den freundschaftlichen Verkehr aber durchaus nicht. Jedesmal, wenn Frau Käthe ihre Geranienstängel geöß, erschien nebenan auch der Lodenopf der kleinen lustigen Witwe. Dann ließ man die Blumen Blumen sein und plauderte.

Frau Käthe fand die kleine Witwe „sehr nett“ — und die kleine Witwe Frau Käthe desgleichen. Man kam rasch auf Besuchsfuß. Was sollte man denn immer bloß miteinander schwätzen, wenn man um die Glaswand herumseh? Man konnte doch auch zusammen-sitzen.

Und so saß man zusammen: bald auf diesem, bald auf jenem Ballon.

Sie harmonierten vorzüglich zusammen.

„Wenn es nur ein gutes Ende nimmt,“ sagte Frau Käthens Mann. „Bei solchen dicken Hausfreundschaften kommt selten was heraus.“

Frau Käthe war entriestet. „Was soll es denn kein gutes Ende nehmen? Wir sind ja doch vernünftige Frauen, wir werden uns doch nicht zanken.“

Die kleine Witwe seufzte: „Ja, die Männer, die haben gar kein Zutrauen zu uns Frauen.“

Die kleine Witwe hatte „eine Idee“. Man sollte zu Oktober ausziehen und sich gemeinsam eine größere Wohnung nehmen. Hier sah nur jeder in zwei kleinen Stuben, wenn man gemeinsam vier nahm, bekam man schöne, große Räume und eine Badestube noch dazu.

Frau Käthe fand diese „Idee“ geradezu begeisterungswürdig. Ihr Mann war entgegengesetzter Meinung, er hatte entsetzlich viele Einwände . . . es gab Unzutraglichkeiten . . . sie sollte nur sehen . . . es gab den allerschönsten Krach . . .

„Aber Frischchen, wir sind doch vernünftige Frauen und ich hätte einen zum Plaudern, wenn Du im Geschäft bist . . . und wir bekämen Parquetfußboden und Plügestühle und . . .“

„Und überhaupt wollten wir ja gar nicht ziehen. . .“

„Na, aber wenn es sich so vorteilhaft bietet . . .“ Frau Käthe fing von neuem an, all' die Vorteile aufzuzählen: Badestube, Mädchenkammer, schöne Tapeten. . .

Sie mußte sehr oft zählen, und Frischchen sah's nicht ein, bis ihm schließlich die Sache zu bunt wurde und er bissig knurrte: „Nu, meinetwegen.“

In diesem Tage wurde auf Frau Käthens Ballon ein Triumphfest gefeiert. Die kleine Witwe weinte fast vor Rührung: „Wir werden so gute Freundinnen sein!“

„Wir müßten uns „Du“ nennen,“ sagte Frau Käthe.

Und sie nannten sich Du und waren gute Freundinnen, und keine hatte ein Geheimnis vor der andern, und als die kleine Witwe zum Zahnarzt ging, um sich neue Zähne machen zu lassen, ging Frau Käthe mit.

„Das ist ein großer Beweis von Freundschaft,“ meinte die kleine lustige Witwe, „denn eigentlich behandelt man so etwas doch immer sehr per Discretion.“

„Als ob ich darüber reden würde!“ sagte Frau Käthe.

„Aber ich werde gut aussehen,“ meinte die kleine Witwe, „ich werde mal wieder anständig lachen können.“

Sie sah in der That „gut“ aus mit der neuen blendendweißen Zahnreihe. Der Zahnarzt hatte so brillant gearbeitet, daß man „die Geschichte gar nicht merkte,“ sie konnte im Ernst „anständig lachen“ und lachte so lieb und nett und lustig, daß Frischchen beim gemeinsamen Abendbrot ebenfalls beinahe in Begeisterung geriet: „Aee, Frau Trude, Sie sehen entzückend aus, ich muß Sie immer wieder ansehen.“

„Ja, und Du solltest Dir auch Zähne machen lassen, Käthchen,“ meinte die Witwe.

„Ich hab' ja meine eignen,“ erwiderte Käthchen, und der Ton klang etwas kühl.

„Aber schlecht sind sie,“ bemerkte Frau Trude, „ganz zersplittert und stöckig; laß sie Dir doch abfeilen und neue machen, vorn fehlen ja doch sowieso zwei.“

„Ich kann falsche Zähne im Munde nicht leiden.“ Frau Käthes Ton wurde noch etwas kühl.

„Du hast doch schon mit dem Zahnarzt gesprochen.“

„Na, das war nur so, um was zu reden.“

„Ach so . . .“

„Die Ausgabe ist uns jetzt zu teuer, Frau Trude“, sagte Frischchen.

„Nein, das ist sie mir gar nicht. Was fällt Dir denn ein, Friz?“ Frau Käthe war empört. „Ich würde die dreißig Mark gern bezahlen, ich habe aber nicht gern Falschheit im Munde, — ich bin für's Wahre.“

„Herrjeses, wie sagst Du denn das?“ Die kleine Witwe horchte befremdet auf und lachte dann nur noch toller. „Aee, man muß was auf sich halten. Zu'ner hübschen Frau gehören hübsche Zähne. Was denkst Du: gestern haben mich zwei auf der Straße angesprochen, ich muß ihnen doch gefallen haben.“

„Nu ja, Du zeigst ja auch Deine Zähne bei jeder möglichen Gelegenheit.“

„Ich zeige sie doch gar nicht; die sind zu sehen, wenn ich lache.“ Die kleine Witwe sicherte von neuem.

„Ach so, und darum lachst Du immerzu?“

„Aber Käthchen, Du bist ja heut abseuerlich“, schmollte Frau Trude.

„Ja eben“, sagte Friz, „laß sie doch lachen. Lache lieber mit; sie ist reizend, wenn sie lacht.“

„Ahn, dann lach doch meinetwegen beide zusammen; ich weiß es ja schon lange: Ihr lacht mich aus.“

Krach, flog Frau Käthes Stuhl an die Glaswand und sie selbst stürzte in die Stube und warf sich ins Sofa und — weinte.

„Aber . . .“ sagte die kleine Witwe und sperrte das rostige Mäulchen so weit auf, daß man wieder all ihre Zähne blinken sah.

„Aber . . .“ wiederholte auch Käthes Mann und fuhr dann mit einer jornigen Wendung herum: „Sag' mal, bist des Teibels? Was soll denn das vorstellen? Komm mal wieder raus!“

„Dahin, wo die sitzt?“ Ichrie Frau Käthe. „Wie wieder seh' ich mich hin, wo die sitzt. Das könnt Euch wohl passen, mich so

zu betrügen. Darum hast Du auch mit ihr zusammen ziehen wollen, Du . . .

„Na, das ist ja unerhört, das hast Du ja gewollt, und ich hab immer dagegen geredet . . .“

„Jawohl, Du denkst wohl, ich glaub' noch der Komödie?“ Frau Käthe schluchzte immer ärger. „Heut' habt Ihr Euch beide fein entpuppt, Ihr . . .“

„Jetzt gehe ich aber,“ sagte die Witwe und erhob sich mit Würde. „Laß Dir doch die Zähne auf Abzahlung machen, wenn Du so fürchtbar neidisch bist. . . Für eine Mark die Woche kriegst 'n ganzes Gebiß.“

„Das ist ja empörend,“ schluchzte Frau Käthe, „und das läßt Du mir bieten, Fritz? Aber ich hab' es ja gleich gesagt, wer falsche Haare und falsche Zähne hat, der hat auch 'n falsches Herz. Jawohl, guck mich nur an,“ sie fauchte zu ihrem Mann empor: „Jetzt werde ich's durch's ganze Haus erzählen: drei falsche Haarpuffen hat sie auch! . . .“

gc. Die nördlichsten Gärten liegen über dem 67. Breitengrad in dem durch seine Eisenbergwerke belauteten schwedischen Bezirk Gellivara. Was das bedeutet, wird sofort klar, wenn man hört, daß sie sich mit dem grönländischen Eislande, der unbewohnbaren Eismeerküste Nordamerikas und den sibirischen Tundren in derselben Höhe befinden. Der erste dortige Garten wurde im Frühjahr 1890 angelegt, indem man sich dazu Kräuter, Sträucher und Bäume aus südlichen Teilen Schwedens kommen ließ. Die Anpflanzungen waren von dem besten Erfolge begleitet, so daß jetzt in ihnen der sibirische Apfelbaum blüht und Johannisbeeren, Erdbeeren und Himbeeren gedeihen. In Küchengewächsen gewinnt man Spargel, Blumenkohl, Salat, Schoten, Mohrrüben und rote Rüben. Im Herbst desselben Jahres legte man einen zweiten Garten im englischen Parkstil von 200 Quadratmeter Größe an. Hier ist sogar die Aufzucht zahlreicher Blumen gelungen, Lilien, Schachblumen, Georginen, Dornrosen und selbst Theerosen blühen hier. Auch spanischer Flieder gedeiht. Von den Blattpflanzen sind Nicotus, Tabak und Mais vertreten. Unter den Bäumen besitzt man viele edlere Nadelbaumarten und Birken. Selbst mit dem Weinstock hat man es versucht, allerdings nur in einem Gewächshause, wo er üppig grünt. Alle Küchengewächse besitzen den ihnen eignen Wohlgeschmack und ein vorzügliches Aroma. Die schwedischen Gärten dürften übrigens nicht bloß als die nördlichsten Anpflanzungen in Europa, sondern auch auf der ganzen Erde anzusehen sein, da abgesehen von den sibirischen Tundren unter jenem Breitengrade anderwärts entwickelterer Pflanzenwuchs nicht anzutreffen ist. —

Kunst.

e. s. Bei Gladenbeck, Leipzigerstr. 111, ist eine eigenartige Ausstellung zu sehen, die so bald nicht wieder kommen wird. Der Schmied Peter Dorner aus Welsberg in Tirol (Pustertal) stellt seine Eisenknüpfarbeiten und geschmiedete eiserne Blumen, Schlangen und andre Arbeiten aus.

Es ist interessant, den Schmied selbst davon erzählen zu hören, wie er allmählich dazu kam, neben der gewöhnlichen Arbeit für die Bauern des Ortes bessere Sachen zu versuchen. Welsberg ist ein kleines Dorf von ca. 800 Einwohnern. Im Winter schneit der ganze Ort ein. Dann sitzen die Bewohner zusammen, machen ein Spielchen, versehen ihre Arbeit und vertreiben sich so in ihrem abgeheulenen Erdentwinkel die Zeit. Dann sitzt unser Schmied in seiner Werkstatt und liest und summt nach, wie er erzählt.

Peter Dorner, der den Besucher mit einem unberfälschten Tiroler „Pfiat di Gott“ entläßt, ist nach seiner Erzählung schon von früh an ein Blumenfreund gewesen. Immer, sagt er, steht ein Blumenstrauch in meiner Werkstatt und, fügt er ein wenig stolz hinzu, man sagt, ich verstände einen Strauß zu binden.

So versucht er, in Eisen diese Blumen nachzubilden. Und es ist so viel unberfälschtes Naturgefühl in diese Formen übergegangen, wie er eine Blume von der Wurzel an bis zur Mitte aufwachsen läßt, daß sofort zu sehen ist, hier arbeitet eine tüchtige, eheliche Kraft. Um so wunderbarer ist das, als dieser Mann durchaus einfach und natürlich sich, wie er selbst sagt, von einem Zufall leiten ließ, der ihn dazu brachte, neben einfacher Tagesarbeit, wie es das häuerliche Leben mit sich bringt, sich an wirklich künstlerischen Motiven zu versuchen. Hier wuchs — und dieses Gefühl berührt in unsrer Zeit und in der Großstadt ganz eigentümlich — die Kunst ganz ungezwungen aus einem echten Drang heraus und keine Vorbilder leiteten diesen Schmied, der mehr künstlerisches Empfinden besitzt als viele sogenannte Künstler, deren Kunst in Nachahmung gezeigter Vorbilder besteht und die nur gezwungen und von der Kunstgewerbeschule geleitet auch die Natur anschauen. Dieser einfache Schmied sah in seinem Dorfe, lernte bei seinem Vater und vor etwa sieben Jahren, als er einmal zufällig ein altes Stück zur Reparatur bekommt (einen sogenannten Pfannenknecht, zur Unterlage für die Flamme, die das Tischloch nicht beschmühen soll, ein dreieckiger Ständer etwa), spürt er an dieser alten Arbeit etwas Besseres, als was er bis dahin machte. Nach seiner Ansicht war es ein göttliches Stück. Sein Vater sagt: „So was machen wir heute nicht mehr“. Peter Dorner setzt sich hin und überlegt und versucht, doch etwas Ähnliches zu stunde zu bringen. Und es gelingt ihm. Man sieht bei diesen Arbeiten sofort, wie unschätzbare ein solches, tüchtiges Handwerk ist, wo jede Arbeit, jeder Versuch aus dem tüchtigen

Können, das selbst errungen ist, wächst und die eigne sachliche Kontrolle vor Spielerei schützt, ohne Anleitung und ohne andre als handwerkliche Vorbildung.

Ebenso eingehend beobachtete Dorner die Schlangen, die, wie er erzählt, immer in seiner Werkstatt sind. In allerlei Verschlingungen stellt er sie dar, einzeln und in ganzen Knäueln und benutzte dieses Gewirr als Ständer für Becher, Vasen. Er läßt dieses kriechende Gewürm, aber er versteht das Schleichende, Glatte, ewig sich Ringelnde, ohne daß man eigentlich die Ursache der Bewegung sieht, vorzüglich im Material nachzubilden und zu erhalten.

Von hervorragender Feinheit sind die Eisenknüpfarbeiten, Kleiderhaken und sonstige Gebrauchsgegenstände. Er selbst stellt sie am höchsten unter seinen Arbeiten. Es stecht eine fabelhafte Arbeit darin. Die Sachen sind meist 100—150mal im Feuer gewesen und so leicht schlingt sich nur dieses Gewirr des Eisens in Knüpfarbeit zu einfachen und komplizierten Formen ineinander.

Jeder, der sich für Kunst interessiert, und speziell der, der selbst in diesem Handwerk arbeitet, sollte nicht verkümmern, sich diese Sachen lange und eingehend anzusehen. Hier ist Künstler und Handwerker noch eins. Und dieser einfache Schmied giebt den lebendigen Beweis, daß auch in unsrer Zeit ohne staatliche Anlehnung noch so etwas möglich ist. Man braucht sich nur mit Ernst seiner Arbeit hinzugeben. Dann kommt der Erfolg von selbst. Daß er aber so etwas fertig brachte, dazu gehört Kraft und natürliches Selbstvertrauen. Und das hat er, das sieht man ihm sofort an. — Der Eintritt ist frei. —

Humoristisches.

— Vor Gericht. Richter (zum angeklagten Ehepaar): „Wollen Sie das Urteil anerkennen?“ Frau: „Jawohl, das gegen meinen Mann erkenne ich an; für meine Person erhebe ich aber Widerspruch!“ —

— Schnell gefast. Dame (der der Kellner Suppe über das Kleid schüttet): „Aber . . . jetzt schauen Sie nur mein Kostüm an!“ Kellner: „Tadellos . . . sieht wie angegossen.“ —

— Vorübung. Dorfader (abends bei Tisch zum Lehr-ling): „Na, Deinen Käs hast Du ja sehr hübsch abgeschabt . . . ich glaub', daß Du in nächster Zeit anfangen kannst mit 'm Rasieren.“ —

(„Meggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Die Neue freie Volksbühne hat für die nächste Spielzeit das Neue Theater (für sämtliche Sonn- und Feiertagsnachmittage) und das Schiller-Theater N. (für den größten Teil der Nachmittagsvorstellungen) gepachtet. —

— Das Kleine Theater bringt als nächste Novität Björnsons „Die Neuvermählten“ und Strindbergs „Fräulein Julie“. In den „Neuvermählten“ spielt Georg Engels die Hauptrolle. —

— Hans Bagay ist vom Herbst an für das Kleine und Neue Theater verpflichtet worden. —

— „Die gnädige Frau ist nicht zu Hause“, ein Einakter der Schauspielerin Anna Haberland, ist vom Dresdener Hoftheater zur Aufführung angenommen worden. —

— Das auf der diesjährigen Dresdener Kunstausstellung befindliche Gemälde Gotthard Kühls „Chaisenträger in Dresden“ wurde von der Raveneschen Galerie in Berlin für 8500 M. erworben. —

— Der Nordostsee-Kanal war dieser Tage in der Nähe der Stadt Rendsburg derartig mit Heringen angefüllt, daß von den Ufern aus mit den denkbar einfachsten Fanggeräten und teilweise sogar mit den bloßen Händen große Mengen dieser Fische erbeutet wurden. —

c. „Versich nicht freute . . .“ Ein New Yorker Geistlicher erzählte kürzlich seiner Bibelklasse die Geschichte vom „verlorenen Sohn“, und da er das häßliche Verhalten des älteren Bruders bei der Gelegenheit hervorheben wollte, so legte er besonderes Gewicht auf diesen Teil des Gleichnisses. Nachdem er die Freude des ganzen Hauses über die Wiederkehr des fahrenden Sohnes geschildert hatte, sprach er von einem, der mitten in aller Festesfreude nicht die jubelnde Stimmung bei der frohen Gelegenheit teilte. „Kann mir jemand aus der Klasse sagen, wer das war?“

Ein kleiner Junge, der mit größtem Anteil der Geschichte gelauscht hatte, hob die Hand auf. „Ich weiß es,“ sagte er strahlend, „das gemästete Kalb.“ —